

Hermann Lingg als Lyriker und Balladendichter

Autor(en): **Stiefel, J.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische pädagogische Zeitschrift**

Band (Jahr): **1 (1891)**

Heft 4

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-788209>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Hermann Lingg als Lyriker und Balladendichter.

Nach einem Vortrag, gehalten von Prof. Dr. J. Stiefel, den 10. Januar 1891
im Pestalozzianum Zürich, stenographisch nachgeschrieben von Oskar Zollinger.

Unter den Dichtern des „Münchener Dichterkreises“, welcher in den 40er und 50er Jahren eine führende Stellung in der deutschen Literatur einnahm, ist *Hermann Lingg* eine der charakteristischsten Figuren.

Heutzutage, wo eine ausgebildete Formentechnik so manchen befähigt, glatte Verse zu dichten, braucht es geraume Zeit und einen scharfen Blick, um aus der grossen Masse von Produkten, die für den Augenblick geboren sind, die Werke von dauerndem Werte herauszufinden. So hat auch unser Dichter bis jetzt keine sehr zahlreiche Gemeinde um sich zu sammeln vermocht. *Lingg* besitzt eben nicht die von vornherein blendende Formengebung, den einschmeichelnden, süssen Zauber der Sprache seiner Freunde *Geibel* und *Heyse*, aber er ist ein literarischer Charakterkopf, ein Dichter von innen heraus, der aus den Tiefen der Seele, aus Erfahrungen und Erschütterungen des eigenen Lebens heraus dichtet und einen weiten Weltblick besitzt.

Von seinem Leben besitzen wir bis zur Stunde nur einen kurzen Überblick, den sein Freund Hans Hopfen in seinen Streitfragen und Erinnerungen (1876) veröffentlicht hat, da *Lingg* mit persönlichen Angaben über seine Schicksale von jeher sparsam war. Man begreift es nachgerade, wenn der eine oder andere Dichter findet, es sei noch früh genug, wenn nach dem Tode erst sein Leben quasi wie ein Kriminalfall abgehandelt werde.

H. *Lingg* wurde den 20. Januar 1820 als der Sohn eines Anwalts in Lindau geboren. Er besuchte die Schulen seiner Vaterstadt und bezog 1831 das Gymnasium zu Kempten. 1837 trat er an die Universität München über, um Medizin zu studiren. Nachdem er noch an einigen andern deutschen Universitäten studirt hatte, promovirte er 1843 in München als Doktor der Medizin. Drei Jahre lang war er dann Armenarzt in letzterer Stadt und trat 1846 als Arzt ins bayerische Heer ein. Einen mehrwöchentlichen Urlaub benutzte er zu einer ersten Reise nach Italien. 1851 wegen Kränklichkeit pensionirt, nahm er seinen dauernden Aufenthalt in München.

Schon neben der Ausübung seiner Berufspflichten hatte sich *Lingg* poetischen Versuchen hingeeben. Diese dichterische Produktion setzte

er nun in gesteigerter Weise fort und betrieb daneben eifrig geographische, geschichtliche und philosophische Studien. Zu Anfang der 50er Jahre kamen schwere Schicksalsschläge über unsern Dichter. Unglückliche Familienverhältnisse drückten ihn nieder, ein furchtbares Nervenleiden quälte ihn Jahre lang und dazu gesellte sich noch die bitterste materielle Not, so dass sein heller Geist eine Zeit lang vom Schleier der Schwermut umflort wurde.

Über diese schwere Zeit in Linggs Leben schrieb 1872 sein treuer Freund Hans Hopfen: „Von Augusten und Mäcenen hat unser Dichter ursprünglich verdammt wenig zu spüren gehabt, und wie kaum einer nach Bürger durfte er von sich sagen: Meiner Palmen Keime starben eines mildern Lenzes wert.“

Da, als Lingg an dem Rande der Verzweiflung war, reichten ihm die rettende Hand der edle Dichter Emanuel Geibel, welcher so manchen jungen Talenten aufgeholfen hat, und jener bayerische König Max, der bekannt ist als ein Freund der Dichter und Künstler. Ein Freund Linggs überreichte dessen Gedichte dem damals in München lebenden Geibel. Dieser erkannte sofort ihre geistige Tiefe und ihren poetischen Gehalt. Ein Verleger war nun bald gefunden, die Gedichte erschienen mit einem empfehlenden Vorworte Geibels und machten bedeutendes Aufsehen, so dass sie rasch nacheinander mehrere Auflagen erlebten. 1868 erschienen: „Vaterländische Balladen“, sowie der *zweite* Band „Gedichte“, 1870: „Schlusssteine“, später „Dunkle Gestalten“, ep. Dichtung, ferner „Zeitgedichte“, „Lyrisches“, „Jahrringe“, „Gemüethle“; Lingg schrieb auch ein Epos grössten Stils: „Die Völkerwanderung“ und Novellen; ferner Dramen: „Die Walkyre“, „Catilina“, „Der Doge Caudiano“, „Berthold Schwarz“.

Wir konzentriren uns hier auf Linggs *Lyrik* und *Balladendichtung*. Der erste Band seiner Gedichte hat weitaus die grösste Verbreitung gefunden, die folgenden hatten weniger Erfolg, obgleich sie echte Perlen die Menge enthalten. Viele seiner Poesien setzen eben eine umfassende allgemeine Bildung voraus, so dass sie der grossen Masse unverständlich sind. Durch eine richtig getroffene Auswahl könnten sie weit populärer werden, und das verdienten sie so sehr; denn das Herz des Dichters gehört ja namentlich den Armen und Unglücklichen; diese will er trösten und erheben. Rud. Gottschall hat Lingg trefflich also charakterisirt: „Lingg ist ein Talent von eigentümlichem Gepräge, düsterem Kolorit und weltgeschichtlicher Perspektive. Wir können ihn einen *Passionsdichter* der Menschheit nennen, dessen Form, von innen heraus gefärbt, ebenso viel Schmelz als Schwung besitzt.“

Aus den Tiefen eines erschütterten Gemütes, aus dem Ringen eines mächtig arbeitenden und denkenden Geistes heraus hat Lingg jene grosse Reihe seiner klassischen Gedichte geschaffen, in welchen Lust und Leid, Erhebung und Verzagen des Gemütes dem Weltleben gegenüber wunderbar reich, ergreifend und klar sich vor uns ausbreitet. Es ist naturgemäss, dass die schweren Erschütterungen jener Zeit, in welcher die ersten seiner Gedichte entstanden, in tiefen, mächtigen Tönen an uns heranklingen. Aber es ist nicht blosses Jammern, leere Wehleiderei und pessimistische Koketterie, welche uns bei Lingg entgegentritt, sondern der Ausdruck seines persönlichen Schmerzes gewinnt überall eine typische Geltung und Wahrheit für alle die, welche die geheimnisvollen Abgründe des Gemütes an sich erfahren oder an andern beobachtet haben. Seine Lieder sind solche persönlichen Leidens, sowie der Leiderfahrung und der Schmerzenskenntnis dieser Welt.

In manchen Gedichten beklagt Lingg *fruchtloses Ankämpfen gegen unüberwindliche Hindernisse, schmerzliches Entbehren teilnehmender Freundschaft, welche freudigen Schwung des Geistes gefördert hätte, sogar hemmende Feindseligkeiten* und vor allem bittere *Vereinsamung*:

Kein Schutzgeist unterband mir Goldsandalen,
An meiner Wiege stand mein Widerstreiter,
Zu Taten schritt nicht einen Schritt ich weiter,
Wo nicht Zufälle den Erfolg mir stahlen.
Mein Streben alles blieb ein fruchtlos, rauhes
Bestürmen ewig neuer Widerstände,
Ein Kampf mit Säulen eines Felsenbaues,
Für meinen Durst, für meine Fieberbrände
Fiel nie das Manna jenes Seelentaues
Des Trostes, dass ein Herz mit mir empfände. —

oder:

Ich steh' ganz, ja ganz allein,
Wie am Weg der dunkle Stein.

So fühlt er sich in Rastlosigkeit und Verwirrung hineingerissen:

Nie zu rasten, nie zu ruh'n,
Und doch nie ins volle Leben
Einen festen Schritt zu tun;
Zu erglühen im Bestreben,
Weh' dir Herz, das ist dein Fluch!

Entmutigung und *Erschöpfung* halten ihn wie ein lähmender Bann umklammert: „Wohin, du hohes Vertrauen, du reine Seelenlust?“ schreit er auf und klagt dann:

Entmutigt sein, wenn alles hofft,
Wenn alles lebt, gebunden;
Ich kenne sie, ich hab' sie oft
Gefühlt die bittern Stunden!

Diese Erschöpfung mündet aus in das innere *Veröden, Verglimmen* und *Hinwelken*:

Zu Boden sinkt von meinen Tagen
Die Lust an allem, Blatt um Blatt,
Ich fühl's mit Schmerz und mag nicht klagen,
Längst bin ich auch der Klage satt.
Dem späten Herbsttag gleicht mein Leben,
Dem Herbsttag ohne Sonnenschein.

So versinkt das zartbesaitete Dichtergemüt in jene urtiefe, für kein Senkblei des Trostes mehr erreichbare Melancholie, die kein Ende ihres Leides findet und ihm Gott und die Welt mit den Schleiern des Grams, der Verdüsterung und Verzweiflung umhüllt. Auch „die Zeit heilt nicht“, seufzt er,

Der Schmerz ist stärker, er verwandelt
Den Menschen, er zernagt und bricht
Die Herzen, die die Welt misshandelt.

Aber trotz dieser wehevollen Beschäftigung mit sich selbst ist er doch kein selbstischer Geist. Der Blick des Dichters ist auf das *Los der Mitmenschen* und den *Gang der Weltbegebenheiten* gerichtet. Nach dem Vorigen ist es allerdings nicht zu verwundern, wenn er auf die *Nachtseiten* der Menschennatur den Blick richtet und ein *Dichter des Weltschmerzes* wird. Das Leben erscheint ihm nur als ein wahnsinniges Rennen und Jagen nach falschem Glück und täuschendem Schein. Überall sieht er nur Heuchelei, Lug und Trug, „Wehklagen mit erlogenen Tränen“, „Jubeln, wenn die Grösse fällt“, Selbstsucht, die jeden Mitgefühls entbehrt, Ausgelassenheit und Ruchlosigkeit, die längst jede Furcht vergass. Dabei zeigt sich eine erschreckende Unfähigkeit zu jedem Kämpfen und Ringen, ein eitles Stolzsein auf nichts und eine immer grössere Unersättlichkeit im Prassen und Schwelgen. Indem so die Menschen ihren Leidenschaften fröhnen, schöpfen sie endlos „fort am Fass der Danaiden und rollen fort am Stein des Sisyphus“. So meint er denn, der Lebensweisheit letzter Schluss laute:

Das blosse Recht, das wahre Wort
Sind nur ein stumpfes Schwert,
Wer nicht mit List, nicht mit Gewalt verfährt,
Kommt in der Welt nicht fort.

Selbst der Klang der reinen Glocken wird von den Menschen missbraucht als ein trügerischer, höhnischer Lockruf und zu knechtischer Lobpreisung des Unrechts. So schreit der Gefangene im Kerker auf:

Ihr müsst klagen, wenn des Reichen
Erbe lacht, und jubeln, wann
Am Altar die Hand sich reichen
Bleich das Weib und kalt der Mann.

Jubeln, wenn man in der Windel
 Einen Sohn des Jammers bringt,
 Dem das Schicksal um die Spindel
 Schon die schwarzen Fäden schlingt.
 Ein Tedeum den Despoten,
 Und den Armensünderklang
 Oft den Edelsten der Toten;
 So tönt's schon Jahrhundert' lang!

Verstellung und Gleissnerei vermögen im Alltagsleben allerdings das Unrecht und die innere Fäulnis zu überfirnissen, aber „hie und da reisst ein Sturm die Lucken vom Erdball auf“ und:

So sieht man's bang sich ducken,
 Und bei der Blitze Zucken,
 Um's Dasein das Gerauf.
 Man sieht dann in die Kammern,
 Worin der Mord entsteht,
 Sieht Reue — Knie umklammern,
 Und hört am Siechbett jammern,
 Wo Not um Leben fleht.
 Sonst aber an Gestaden
 In Städten hier und dort
 Wird ab- und aufgeladen,
 Und alle Maskeraden
 Blühn unbehindert fort.

So furchtbar ist alles Leben und jegliches Wesen dem dämonischen Umschlag vom Rechten ins Unrechte, dem Gesetze des Verfalls unterworfen, dass auch die Heroen des Lebens, die Tatkräftigen und Tüchtigen, die von inniger Begeisterung Beseelten sich des Fehlschreitens und Sturzes nicht zu erwehren vermögen. Auch der Beste vermag das Glück nicht zu ertragen und im Erfolg die Mässigung, die Selbstbeherrschung festzuhalten. Diese Wahrheit des Einzellebens, wie des grossen Lebens der Völker in der Geschichte hat Lingg oft in seinen Gedichten ausgesprochen, so in „Gegenmächte“ und in wahrhaft genialer Weise in dem Sonett

Genius und Satir.

Komm mit mir, rief, zum Himmel sich erhebend,
 Ein Genius dem Satir, der im Tanze
 Sich drehend schwang mit einem Epheukranze,
 Komm mit mir, denn auch du bist aufwärts strebend.

Gut! lächelte der Faun, wenn du mich lebend
 Hinaufbringst, aber lehre mich das Ganze
 Der Flugkunst; sieh, schon nah' ich deinem Glanze;
 Er sprach es, keck empor den Schwung sich gebend.

Dein Flug ist schwer, du machst mir viel Beschwerde!
 Rief bald der Genius, wir gehn zu grunde —
 Und seine Lichtgestalt sank bleich zur Erde.

Ha! rief der Faun, so gleichst du mir, dem Hunde?
 Und der im Tod noch lächelnden Geberde
 Versetzt er mit dem Fuss noch eine Wunde.

Gross, frei und freudig, voll des ernstesten, heiligen Zutrauens, feuert der Genius den Satir zum Aufschwunge an, aber er vermag ihn nicht dauernd, nicht zur ganzen Lichthöhe emporzuheben. — Und ach! dieses Zurücksinken von den lichten Höhen freudigen Aufstrebens, reinen Lebens und voller Kraftentfaltung muss der Dichter auch am *eigenen Volke* erleben:

Die Tage, da in diesen deutschen Gauen
 Einst ein neues Weltvertrauen
 Einer reinen Sitte pflag:
 Ach, wie längst sind sie verschollen!
 Wald und Stärke sind gefällt,
 Unser Denken, unser Wollen
 Ist vergiftet, ist vergällt;
 Welch ein Drängen und Verkümmern!
 Ach, und aus den neuen Trümmern
 Hebt sich keine neue Welt.

Und mit seinem menschheitliebenden Herzen, mit seinem vom Genius der Geschichte erleuchteten Denken, mit seinem Weitblick von welthistorischer Perspektive erkennt er dieses Gesetz des Zurücksinkens, des Verfalls als *ein allgemeines Menschheitslos*, dem *alle Völker und Zeiten* verfallen sind, was er in typischer Prägnanz in dem Gedichte „*Verfall*“ ausspricht:

Schwer ist der Völker Schlaf, wenn eingeschlafen
 Fern im Gebirg der Adler ihrer Taten,
 Wenn ihre Banner Fremde niedertraten,
 Wenn ihre Schiffe ruh'n im seichten Hafen.

Auf Trümmern blüh'n Zypressen und Agaven,
 Und wo einst Knaben schon um Waffen baten,
 Steh'n jetzt die letzten Männer, stumm, verraten,
 Und sterben ruhmlos hin wie andere Sklaven.

Die Sitten kranken, tot sind Ruhm und Ehre,
 Die Kraft versiegt, man schlägt die freie Wehre,
 Man schlägt voll Furcht das freie Wort in Bande.

Entschleiert durch die Gassen wallt die Schande;
 Der Schönheit Blüte reift gemeinen Lüsten,
 Und schuldig ist das Kind schon an den Brüsten.

Das ist nun der Gipfelpunkt, das Übermass des Entsetzlichen, des Grauenhaften und Dämonischen im Weltlauf, dass gerade das Edle und Schöne, das Grosse zumeist diesem Wechsel des Geschickes und dem unerbittlichen Verfall preisgegeben ist, während das Leere, Öde und Sterile unbeweglich bleibt und fort dauert, wie das ächt tragische Gedicht „Lose der Dauer“ dies ausspricht.

Im Gletschereis wird kein Atom verwesen,
Im dürrn Sand bleibt unversehrt die Leiche;
Der taube Stein bleibt ewig sich der Gleiche,
Und nur die Blüte wird vom Tod gelesen.

Ein Griechenland ist flücht'ger Traum gewesen,
Zum schönsten Glauben sprach die Zeit: Erbleiche!
Doch wandellos aus Trümmern gröss'rer Reiche
Starrt jene Mumienherrschaft der Sinesen.

So rechnet er „in langen Ziffern der Schöpfung ihre Lücken vor“, so kann er nicht den Zwiespalt lösen,

Der trotz des Herzens Widerstand
Doch stets das Gute mit dem Bösen
Zu *einem* Weltgesetz verband;

und diese ganze Ausströmung seines Gemütes endigt mit dem Verzweiflungsschrei:

Wird unsres Daseins Klagschrift erst gelesen,
Wird uns erst Antwort, wenn verstummt der Mund?

Aber ein wahrhaft reicher und freier Geist, eine kerngesunde Natur, ein gestählter Charakter verliert auch beim tiefsten Einblick in die Schäden der Natur den innern Halt nicht. Lenaus Todessehnsucht und Heines Blasirtheit hingen zusammen mit von Haus aus vorhandenen Keimen psychischer und physischer Krankheit. Lingg hält es mit denen, welche sich sagen: Rafften wir uns auf, und wirken wir von unserem Posten aus, so viel wir können, um die Welt zu verbessern. Mensch sein, heisst ein Kämpfer sein, sich aufrecht erhalten und ausharren. Der Gemeinheit, den Ränken, der Verläumdung und den kleinlichen Kabalen des Alltagslebens hält der tapfere Mensch die Unbeirrbarkeit seiner edlen Gesinnung und einen durch Leiden und Erschütterungen erkämpften Gleichmut entgegen:

Wenn blutend du dich selbst bezwungen
Und mit dem Besten deiner Kraft
Den Sieg hast über dich errungen
Und über Qual und Leidenschaft,
Dann magst du wohl auch das vertragen,
Dass heimlich Wichte nach dir schlagen.

Im Gegensatz zu jener ordinären Lebensklugheit der Schwächlinge, dass man allem Widerwärtigen und allem Kampfe ausweichen solle, oder derjenigen der Gewalttätigen, dass man lieber Unrecht tun, als Unrecht leiden solle, erkennt der tapfere Mensch, dass äusseres Wohlsein verflacht, dass aber die Tugenden nur durch Kämpfe und Stürme gereift werden:

Das Schicksal schafft durch Schläge
Fürs Leben einen Grund:
Den Grund, um fest zu bauen,
Und aus dem Weltgeschick
Aufs eig'ne Los zu schauen
Mit unerschrock'nem Blick.

Während äusseres Glück und blosses Genussleben die Selbstsucht und Erbarmungslosigkeit steigert, öffnet eigenes Leiden und Ringen Augen und Herz für die Teilnahme an dem Los der Mitmenschen. Im vereinten Ringen, im gegenseitigen Dienen und Helfen, Zusammenstehen und Zusammenwirken zur Verbesserung des Loses aller erkennt der vom Schicksal Geprüfte ein sittliches Gesetz der Welt, einen festen Grund, auf den das bessere Dasein aufgebaut werden kann. Das ist der Weg, auf dem die Guten und Tüchtigen sich vor Verbitterung schützen. Sobald ein Sonnenstrahl wieder seinem eigenen Dasein lächelt, ruft der Dichter sich und andern zu: „Vergiss es, dass du einst im Schoss der Armut hast gelegen.“ Nun öffnet sich ihm wieder der Blick für die *Tagseiten* des Lebens:

Stürzen sah ich stolze Bäume,
Sah viel Glück vom Sturm verweh'n,
Lasst mich einmal Nacht und Träume
Seh'n in Licht und Tag vergeh'n!

Es ist die Art gesunder Naturen: wenn die Einblicke in die furchtbarsten Abgründe und unlösbaren Wirrnisse des Lebens ihnen die Seele zu verdunkeln und den Lebensmut aufzuzehren drohen, dann werfen sie durch eine *innerste Zusammenraffung*, mit *Einem* gewaltigen Ruck ihr ganzes Wesen nach der andern, der *Tagseite* hin, wo die „Licht- und Segensströme rauschen“, wo die heilenden, schaffenden Kräfte, die Kräfte der Erhaltung und ewigen Neugestaltung wirken und im Menschen gemüt den unerschütterlichen Glauben an die Fortentwicklung und Vervollkommnung, an die ewige Ordnung der Dinge wach erhalten.

Diesen energischen Umschwung, diesen *salto vitale* vom Rütteln an den dunkeln Lebensrätseln zum froh aufatmenden, idealen Glauben und Tatendrang hat Lingg besonders prächtig dargestellt in den Gedichten „*Dunkle Fragen*“ und „*Zweiflers Nachtgedanken*“, welches letzteres aus-

flutet in ein hochgestimmtes Jubellied des idealen Glaubens, in eine Apostrophe an den Weltgeist:

O, wer durchwandeln jeden Geist der Zeit
 Und leben könnte, wie ein ewig Lied! ...
 Du leitest jede Völkerwanderung
 Aus Nacht und Kampf zu Freiheit, Sieg und Helle,
 Und jedes Einzelklagelied verhallt
 Im Halleluja, das dein All dir bringt!
 So will auch ich das Jubellied erwidern,
 Und ausgesöhnter mit dem Weltgeschick
 Auf dich vertrau'n.

Er sieht, wie die Natur mit *einem* „Sonnenjahr den Schmerz vergütet“ und die Wunden heilt, welche jahrelanger Krieg, Hagelschlag und Not ihr geschlagen:

Im März schon blüht's, die frühe Schwalbe brütet,
 Hoch steht das Gras, zehnfache Früchte tragen
 Die Felder noch dem zweiten Erntewagen,
 Auf Alpen wird im Spätjahr noch gehütet, ...
 Nun segnet sich der Greis noch, Früchte schütten
 Die ältesten Bäume noch, und Wein geniessen
 Und weisses Brot die Ärmsten in den Hütten.

Solche „Sonnenjahre“ leuchten auch der *Menschheit* auf den *Gebieten ihres geistigen Ringens*, der Kultur, Geschichte und Zivilisation. Jedes Volk, jedes Zeitalter erlebt ein solches Segensjahr des höchsten Glücks. Wohl sinkt jedes Volk wieder von dieser Höhe herab: auch Völker welken und vergehen; aber die grossen Gedanken, die Ideale, die Erzungenschaften seiner Bildung und Gesittung bleiben und wirken fort bei den nachkommenden Geschlechtern. Das Edle und Schöne wird „ewig neugeboren, trotz allem Widerstreit“; denn

Das Ideal der Zeiten
 Kennt nur Wandlung, nicht Vergeh'n,
 Und im ew'gen Vorwärtsschreiten
 Bleibt es, als dies selbst, besteh'n.

So hat Hellas die Ideale seiner Dichter und Denker der Nachwelt überliefert, und selbst Amerika, das zur Zeit noch kalt rechnende, vom Krämergeist beherrschte Land, wird dem idealen Zug auf die Dauer nicht widerstehen können, und der Dichter ruft ihm seinen Segenswunsch zu:

Deine Sternenflagge walle, siege,
 Trage nie ein anderes Symbol,
 Niemals nach geschlossnem Bürgerkriege
 Steig ein Cäsar auf dein Kapitol. —
 Heil Columbia, im Ozeane
 Schwimmst du als ein grosses Rettungsboot,
 Alle Völker mit zerriss'ner Fahne
 Blicken hin nach dir im Abendrot.

So sehen wir, dass Lingg auch ein Dichter der *Freiheit* und des *Friedens* ist. Als solcher zeigt er sich namentlich in der Sammlung „*Lyrisches*“. Sein ganzes Ideal von Völker-Freiheit und -Verbrüderung entwickelt er in dem Liede

„*Dodona*“:

Von Ägyptens Pyramiden
 Bis zu Delphis Priesterin,
 Bis zu Ganges Tempelfrieden
 Herrsche Einer Lehre Sinn:
 Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
 Licht zu wecken weit und breit,
 Freiheit allen Erdenkindern,
 Freiheit, Liebe, Menschlichkeit.

Lingg hat zwar im Jahre 1870 seiner Begeisterung über die deutschen Siege ebenfalls Worte geliehen, und wer wollte es einem Dichter verargen, wenn er auch die Taten seines Volkes im *Kriege* mit seinem Liede begleitet? Lingg hat aber hierin wunderbar Mass gehalten und nie ist ein Ton des Übermutes, des Hohns und Spottes aus seiner Harfe herausgeklungen, und mitten im Schall der Waffen und in der Siegesfreude singt er vor allem sein Lied der Menschlichkeit vom „*Roten Kreuz im weissen Feld*“.

Leiden lindern, das ist der wahren Lebensweisheit letzter Schluss, der edelsten Herzen höchste Seligkeit, der Tugenden grösste. Diesen Grundgedanken, diese reine Melodie wird Lingg nicht müde, immer und immer zu wiederholen. Er tritt als ein *Fürsprecher und Herold der Armen* auf, als ein Rüttler an den Menschenherzen zum Erbarmen über dem Elend. Das zentralste und tief sinnigste seiner Lieder für die Armut ist

Fürbitte.

Gedenke, dass du Schuldner bist
 Der Armen, die nichts haben,
 Und deren Recht gleich deinem ist
 An allen Erdengaben.
 Wenn jemals noch zu dir des Lebens
 Gesegnet goldne Ströme geh'n,
 Lass nicht auf deinem Tisch vergebens
 Den Hungrigen durchs Fenster seh'n;
 Verscheuche nicht die wilde Taube,
 Lass hinter dir noch Ähren steh'n.
 Und nimm dem Weinstock nicht die letzte Traube.

Er leiht dem Gram des *Armen* sein Lied, der mitten in der *Frühlingslust* noch daran denken muss, „mit Tränen, dass ein Winter war“; er singt das Lied des *Blinden*, der armen *Weissnäherin*, deren Augen-

licht weiss, was Weisszeugnähen kostet, der *Schiffersfrau*, die um den Mann weint, „der liegt im Meeresgrund, sorglos und unbegraben“, so dass sie selbst den Trost verliert, „im Frieden einst zu ruh'n bei ihm“; er singt die Klage der „*Gottesbraut*“, der Nonne: „Blumen meiner Jahre, welket ihr so schnell?“ Er klagt um die *Verschollenen*: um den Jüngling, der, „auf dem Hut den Strauss“, gehofftem Glück entgegen in die weite Welt zog und „nie kam zurück nach Haus“; um die, welche im fernen Russland den Tod fanden; um die, welche der Mangel nach Amerika trieb, die, wenn sie wiederkehrten, ein kleines Erbteil fänden, „seit lang verzinst, indes sie draussen sich verzehrten, in Elend, arm und unbeschuhet“. Er klagt mit den *Eltern*, die dem vom Verführer weggelockten Kinde nachweinen in vergeblichem Schmerz. Er singt das Leid jener *vom Schicksal derart Geschlagenen* und Gezeichneten, dass vor ihnen die andern scheu entweichen:

Denn vor dem grossen Unglück schweigt
Und kehrt sich ab die Welt mit Schaudern,
Die sonst voll Mitgefühl sich zeigt,
So lang man kann darüber plaudern.

Er weihet sein Lied den *Opfern der Verläumdung*, sowie den *Geächteten*, den *Eingekerkerten*; und denen, die *in Geistesnacht* versunken, weihet er das Hoffnungswort:

Die Liebe nur ist's, die noch oft vom Bann
Der Seelennacht erretten kann;

und seines mitfühlenden Gemütes höchste Seeligkeit ist es, wenn er verkünden kann, dass einem Menschen, „müd und bleich“, Versöhnung und Lösung der Verbitterung zu teil geworden. Die grösste Genugtuung, die er selbst von seiner Kunst verlangt, ist die Freude des armen Volkes, des Hirten und des Fischermädchens, der Bergmannstochter, des Bauernburschen und des Soldaten an seinem Liede:

Zu Freunden hat der Dichter
Die Unglücklichen nur,
Die andern sind die Richter
Mit Winkelmass und Schnur.
Such' keinen Freund, sonst keinen
Als nur den armen Mann,
Der mit dir zürnen, weinen
Mit dir sich freuen kann.

Lingg ist aber auch ein echtes und reiches *naives* Dichtergemüt, das unmittelbar *die tausendfältigen Bilder der Welt* auf sich wirken lässt und ihnen das Echo seiner Seelentöne zurückgibt. Auch dieser ernste Mann liebt es, das Haupt mit Rosen und Weinlaub zu bekränzen; er singt seine *Lieder der Lebenslust*: Wein-, Wald-, Karneval- und Früh-

lingslieder, und in voller Melodieenschöne strömt er Liebes-Lust und -Ruh aus und besingt der Schönheit Zauber:

Dein Herz, so liebevoll und schön,
 Oh wär' es mir gewogen!
 Ich schaute dann in lichte Höhn
 Aus dunkeln Lebenswogen.
 Ich würde nicht in Streit mit mir
 Wild hin und her getrieben,
 Ich würde fromm sein und mit dir
 Die Welt und alles lieben.

Auch hier enthüllt sich seine tief geistige Natur, die Innigkeit seines Herzens- und Seelenlebens. Der *Treue* hat er zwei herrliche Hymnen gewidmet. Gedichte wie: „An die Leidende“ und „Zum Abschied“ sind Juwelen, wie sie nur aus der Tiefe eines an der Flamme des Schicksals bis auf den Grund geläuterten Mannesgemütes hervorgehen können.

Reich und herrlich ist auch seine *Naturlyrik*. Wie er überhaupt ein Maler wehmütiger Vergänglichkeitsbilder ist, so hat er hier namentlich den *Herbst* geschildert. Das Fallen des Laubes, das Verglühen der Farben, die gespenstigen Nebelbilder, all das Verglimmen, Verklingen, Verhauchen der Herbstlandschaft weiss er uns in packender Anschaulichkeit vor die Seele zu führen. Aber auch für die reiche Sommerpracht, den Mittagszauber und die Mittagsschwüle, die lauen Julinächte, die tauige Frische und den Siegesglanz der Morgenstunden, wie für den seltsamen Reiz des Mondaufganges und für die Grossartigkeit von Gebirge und Meer findet er die richtigen Farben und Töne.

Und ein gleich scharfes Auge, dieselbe farbige Palette besitzt er für die Bilder des *Weltlebens*. Da sind jene gemütvollen Genrebilder aus dem Alltagsleben: „Die Stalllaterne“; oder jene Gedichte, in denen er alte Zeit und moderne Welt in Kontrast setzt: „Die alte Gerichtsstube“, „Die Römerstrasse“, „Eilwagenfahrt“ u. s. w. In Freiligrathscher Farbenglut vollends leuchten seine *Natur-, Kultur- und Reisebilder* aus allen Zonen, insbesondere seine Schilderungen südlicher und antiker Schönheitswelt: „Auf dem Vesuv“, „Pompeji“, „An meine pompejanische Lampe“.

Lingg ist in erster Linie *Gedankenlyriker*. Der Gedanke überwiegt oft Stimmung, Bild und Ton. Häufig finden sie die reine Mischung nicht, und es kommt der tiefgefasste Gedanke nur mangelhaft, ja dunkel zum Ausdruck. Bisweilen geht ein disharmonischer Riss durch seine Gedichte: sie gleichen dann einer gesprungenen Glocke. An einer gewissen Herbheit, Härte und Schärfe, ja Schwerfälligkeit leiden viele seiner Poesien, niemals aber sind sie leeres Versegeklingel. Der mäch-

tige Metallklang, die inhaltsschwere Gedrungenheit und Wucht seiner Sprache bestimmte Lingg von Haus aus zum Schöpfer des *Gedankenliedes*. Aber auch die tiefsten, wie die zartesten und weichsten Molltöne sind ihm in guter Stunde vorzüglich gelungen.

Ein Meister ist er auch im ächten *Stimmungsliede*, im Hymnus feierlich hochaufrauschenden Glockentons, wie in dem herrlichen „Chorgesang“, in „Morgenstunde“, „Atlantis“ und manchen der klangschönen Sonnette. Seelenvolle elegische Lieder sind: „An meine Mutter“, „Alte Briefe“ u. s. w. Als glänzende Beispiele des leicht und melodisch hinströmenden Liedes, das, aus den Tiefen des Gemütes aufquellend, von Lust und Weh dieser Welt, von Liebe und Schicksal singt, mögen erwähnt werden: „Gesang des Blinden“, „Im Spätherbst“, „Schicksal“, „Julinacht“.

Lingg hat eine ganz eigene Art *historischer Lyrik* geschaffen. In jahrelangem Studium hat er sich in die Geschichte versenkt. Seine Lyrik drängt auf das Situationsbild hin und als ein *poetischer Weltumsegler*, wie Freiligrath, hält er den Blick nicht bloss auf die tausendfarbigen äussern Wander- und Weltbilder, sondern auch auf die *Schicksale der Völker* gerichtet. Er trägt die Farbenglut jenes Dichters auf weltgeschichtliche Bilder über, und als philosophischer Geist sucht und findet er die ewigen Gesetze aller Volksentwicklung, aller Menschheitsschicksale, alles Entstehens und Vergehens. Das Leben der Heroen in ihrem Emporsteigen und Niedergang dient ihm hiebei als Gleichnis. Sage, Geschichte und tiefsinnige Weltbetrachtung reichen sich die Hand und werden zu Spiegelbildern der Menschheitsideen. In eigentümlicher Weise bewegt er sich in den grossen Kontrasten, in markigen Schilderungen von Kampflust und Sieg, Verzweiflung und Niedergang. Da haben wir keine in Verse gedrechselte Geschichtsabschnitte, sondern wirkliche, echte *historische Balladen*. Gestalten und Erscheinungen sind in grossen, raschen Zügen, in markigen Umrissen und voller Lebenswärme dargestellt, im Zentrum erfasst und gezeichnet: „Salamis“, „Römischer Triumphgesang“, „Normannenzug“, „Spartakus“, „Die Bastille“:

Auf Trümmer der Bastille
Die Trikolore pflanzt!
Es ist des Volkes Wille,
Hier wird getanzt ...
Nun flieget, frohe Paare,
Am Grab der Tyrannei,
Tanzt über ihre Bahre,
Die Welt ist frei!

Ebenso ergreifend sind seine *elegischen Klagen* über die Vergänglichkeit alles Grossen, Edlen und Schönen: „Leichenfeier“, Die Priesterin der Isis in Rom“. Ganz besonders aber liebt er es, *die grandiosen, schauerlichen Gestalten und Bilder der Vernichtung*, die Gottesgeisseln, Elend, Aufruhr, den Untergang ganzer Städte und Völker mit unheimlich packender Gewalt uns vor die Seele zu führen: „Attilas Schwert“, „Tanzwut“, „Palmyra“, „Der schwarze Tod“. In letzterem Gedichte ist der schreiende Kontrast zwischen blühendem Leben und dem bleich grinsenden Würgengel von wahrhaft grossartiger, erschütternder Wirkung: das Dämonische ist unseres Dichters eigentlichstes Gebiet.

Sehr treffend sagt Ziel, dass sich in den Balladen Linggs dämonische Leidenschaft mit sibyllischem Tiefsinn vereinige. „Sie zeigen eine elementare Schöpferkraft und Bildergewalt, die in brennenden Farben malt“, allerdings stellenweise auch eine pathologische Neigung für das Grässliche und Hässliche. Aber Lingg hat sich am Schönheitsideal der Antike, an ihrer harmonisch reinen Formgebung geschult und gebildet, und so sind jene Verirrungen immerhin vereinzelt.

In der Mannigfaltigkeit der historischen Bilder kommt Lingg den besten Balladendichtern gleich; er trifft den volkstümlichen Ton Uhlands, Goethes und Heines nicht minder gut als den in stolzen, prachtvollen Rhythmen dahinwallenden Sprach- und Versklang Schillers. Welch eine hell aufjauchzende Lust klingt uns aus dem Siegeslied von *Salamis* entgegen! Dennoch ist dies ein Siegesjubel, der sich nicht brüstet und überhebt, sondern den Mächten der höhern Entscheidung und Gerechtigkeit die Ehre gibt. Wie übermutberauscht und blutlechzend ertönt dagegen der römische „*Triumphgesang*“! Wie mannhaft kraftvoll, wie wortkarg gedrungen erschallt der Freiheitsruf des „*Spartakus*“ :

Von nun an Männer, nicht mehr Sklaven
Erheben wir das Schwert und strafen
Der Unterdrücker Übermut...
Wir waren lang genug die Schlächter
Für dieses Volkes Blutgelächter,
Genug die Mörder unsrer Kraft.

Und was für ein reiner Weiheton liegt über dem in vollendeter Schöne erklingenden Liede „*Leichenfeier*“, in welchem jener Weisen und Milden unter den römischen Kaisern gedacht wird, welche die Beglückungen des Friedens den Schlägen des Schwertes nachfolgen liessen, welche die Welt „im Segensschritte einer Sonne gleich erhellt“. Wild, trotzig und schwertklirrend erschallt hinwieder das

„Lied der Städter.“

Zerstört das Raubnest bis zum Stumpf
 Und rufet eher nicht Triumph,
 Als bis vom Rumpf
 Die Räuberschädel fallen,
 Bis in den öden Hallen
 Von ihrem Blut ein Sumpf.

So können wir uns denn dem Urteile *Ernst Ziels* anschliessen:

„Die Muse Linggs ist eine ernste Pythia, die vom delphischen Dreifusse herab den Seherblick in die Weltweiten der Geschichte und des Menschenlebens schweifen lässt. *Die schweigende Grösse der Jahrhunderte* ruht über ihren Brauen, und wenn sie den Mund erschliesst, dann sind es gross dahinwogende Melodien einer gedankenvollen Poesie, die sich über den hingesunkenen *Trümmern der Vorzeit* elegisch austönt, oder angesichts *der Ideale der Gegenwart* vollklingende Apotheosen antimmt und die werdenden Gebilde der Zukunft in vorahnenden Dithyramben verherrlicht.“

Lektion aus dem Geographieunterricht.

Der Rhonegletscher.

(6. bis 8. Schuljahr.)

Von G. Stucki.

Voraussetzung: Gründliche Kenntnis der Heimat und des Heimatkantons mit allen in diesem Rahmen gebotenen Elementarbegriffen, auf Grund direkter Anschauung, soweit immer möglich; ungefähre Vorstellung einer Alpenkette; *Kenntnis der kartographischen Darstellung.*

Anschauungsmaterial: 1. Das Bild: Der Rhonegletscher aus dem „*schweizerischen geographischen Bilderwerk für Schule und Haus*“, herausgegeben von W. Kaiser, Bern; 2. gute Wandkarte der Schweiz; 3. Beobachtung der Verwandlung von Schnee in Eis.

Bemerkung: Der Kürze halber werden die Antworten der Schüler, soweit nicht unumgänglich notwendig erscheinend, weggelassen und nur die Fragen des Lehrers hergesetzt. Ebenso werden die Aufforderungen: zeigen auf der Karte oder auf dem Bilde! weil selbstverständlich und jeden Augenblick wiederkehrend, öfter weggelassen. Die Fragen sind des beschränkten Raumes halber möglichst knapp gehalten und werden oft zerlegt werden müssen.

Auf unserm letzten Ausfluge haben wir auf dem Hügel (Berge) eine prächtige Aussicht gehabt. Namentlich haben wir die Alpenkette wunderbar klar gesehen. Zeichne auf der Wandtafel mit einer